

SUHRKAMP-INSEL 2

Becketts Botschaften

Für seine Korrespondenzen mit Kollegen, Lektoren und Verlegern verwendete Samuel Beckett (1906–1989) gern weiße Karten. Das kleine Format scheint ihm, der stets nach größtmöglicher Präzision in der Wortwahl suchte, geholfen zu haben. Postkarten legen den Rahmen der Mitteilung von vornherein fest – fast wie Telegramme, bei denen jeder Buchstabe bezahlt werden muss. Mit Hilfe der Karten konnte Beckett sich kurz fassen und dabei zugleich so persönlich schreiben, wie es eine Beziehung erfordert, die sich nicht allein auf das Berufliche beschränkt. In seiner 35 Jahre währenden Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag ging dieser telegrafische Stil jedoch nie zu Lasten der Höflichkeit: Selten verzichtete Beckett auf einen Dank für den letzten Brief, und die Grußformeln wurden immer herzlicher, bis auch die offizielle Signatur dem vertraulichen ›Sam‹ weichen konnte.

Peter Suhrkamp und Beckett lernten sich 1953 nach der Aufführung von *Warten auf Godot* in Paris kennen. Noch im selben Jahr erschien Becketts berühmtestes Drama in deutscher Sprache. Seitdem wurden seine Werke zunehmend bekannter. Für den Verlag, der nach Suhrkamps Tod im Jahre 1959 von Siegfried Unseld geleitet wurde, war Beckett schon lange vor dem Literaturnobelpreis im Jahre 1969 einer der wichtigsten Autoren des internationalen Programms. Unseld und seine Mitarbeiter besuchten ihn immer wieder in Paris. In den sechziger und siebziger Jahren kam Beckett mehrmals nach Deutschland. Hier inszenierte er nicht nur einige seiner Stücke, er drehte auch Fernsehfilme für den Süddeutschen Rundfunk in Stuttgart.

Der Autor und seine Verleger

Neben einigen Briefen findet sich im Archiv nur eine Karte von Beckett, die an Peter Suhrkamp adressiert ist. Suhrkamp wollte Beckett bereits nach ihrer ersten Begegnung unbedingt verlegen, doch die Beziehung der beiden war zu kurz, um wirklich vertraulich zu werden. Bei seinem entschiedenen Engagement für Beckett spielten kommerzielle Überlegungen für Suhrkamp kaum eine Rolle. Am 5. Januar 1954 schrieb er Beckett, er wolle den Roman *Molloy* möglichst bald herausbringen, weil die *Godot*-Aufführungen »die Aufmerksamkeit stark« auf Becketts »schriftstellerische Persönlichkeit gelenkt« hätten, »und das, obgleich die Aufführungen durchweg keine Erfolge waren, teilweise sogar Widerstand weckten«. Der Roman erschien ein halbes Jahr später in einer bescheidenen Auflage von 3.000 Exemplaren.

Der junge Siegfried Unseld befasste sich zum ersten Mal drei Jahre später intensiv mit Beckett, als es darum ging, die deutschen Rechte an dessen *Endspiel* für den Verlag zu sichern; das Stück erschien im Suhrkamp Verlag 1957 in der Übersetzung von Elmar Tophoven.

Rendezvous in Paris

Sowohl Suhrkamp als auch Unseld folgten der Devise, nicht nur einzelne Bücher, sondern Autoren zu verlegen. Unseld war immer darum bemüht, die Entstehung neuer Werke zu begleiten und für seine Autoren ein wirklicher Gesprächspartner zu sein. Seine Treffen mit Beckett wurden mehr und mehr zur schönen Gewohnheit. In Paris sah er ihn in der legendären ›Closierie des Lilas‹ auf dem Boulevard du Montparnasse, wo auch schon Picasso und viele Surrealisten verkehrten, oder im ›Café Français‹, Boulevard St. Jacques. Zunächst tauschte man sich kurz über Persönliches aus, dann über den Verlag, um sich schließlich Becketts Werken zuzuwenden. Oft ging es dabei um Übersetzungsprobleme und Verständnisfragen – obwohl es bereits in einer von Unselds frühesten Aufzeichnungen über Beckett heißt: »Ein Autor solle sich nicht interpretieren« (Reisebericht vom 27. September 1967). Becketts extrem hohe Ansprüche an Übersetzungen – seine »Manien« (Karte vom 24. August 1973) – deuten seine schriftlichen Botschaften nur an. Seinen Übersetzer Elmar Tophoven jedoch lobt Beckett auch auf seinen Kärtchen immer wieder.

Schrift und Müdigkeit

Seit 1975 verwendete Beckett für seine Botschaften oftmals vorgedruckte Karten mit Namenszug. Zugleich werden seine Zeilen leichter lesbar. Unseld, der sich anfangs mehrfach über Becketts Schrift beschwerte, hatte schon lange keine Entzifferungsprobleme mehr. Vielleicht ist das Visitenkartenformat ein unbewusstes Zeichen dafür, dass Beckett auch im persönlichen Kontakt die Lust am Schreiben verlor. Daraus machte er nie ein Geheimnis, so gern er sich weiterhin mit Unseld verabedete. »Er war wie immer ungemein freundlich«, schrieb Unseld nach einem Treffen am 20. November 1975, »eher freundschaftlich, sympathisch. Er erkundigte sich nach Frisch, Handke, Hildesheimer, nach der Resonanz der Eich-Ausgabe, nach Hesses Wirkung [...]«. Fast dieselben Worte verwendete Unseld zweieinhalb Jahre später: »Liebeswürdig wie immer«, heißt es im April 1978 zu Beginn eines Berichts. Nach einem Treffen im Februar 1980 hielt Unseld fest: »Die bei uns nun schon ritualisiert wirkenden Gesprächseingangsfragen (seit 10 Jahren er immer auf die Frage, wie es seiner Frau ginge, sie sei ›müde‹), Grüße an Familienangehörige und Verlagsmitarbeiter.«

Die Nobel-Katastrophe

Was sich Verleger am meisten wünschen, warf Beckett fast aus der Bahn: Im März 1969 erfuhr er von seiner erneuten Nominierung für den Literatur-Nobelpreis. Daraufhin schrieb er Unseld am 22. März 1969 eine Karte, die geradezu niedergeschlagen klingt. Becketts größte Furcht scheint es gewesen zu sein, sich durch seine wachsende Prominenz von seiner Frau Suzanne zu entfremden, die, wie Becketts Biograf James Knowlson zu berichten weiß, »sämtliche Begleiterscheinungen des Ruhms abscheulich fand«. Der Nobelpreis war für Beckett vor allem eine Bedrohung. Als die Vergabe im Oktober bestätigt wurde, tauchte er zunächst einmal unter, um sich vor der »Katastrophe« der Auszeichnung und den Journalisten zu schützen. Im Gegensatz zu Jean-Paul Sartre lehnte er den Preis schließlich nicht ab, bei der Verleihungszeremonie am 10. Dezember ließ er sich allerdings von seinem Verleger Jérôme Lindon vertreten. Das Preisgeld von 375.000 Kronen verschenkte Beckett. Einen großen Teil des Geldes erhielt das Dubliner Trinity Colleges, an dem er einst studiert hatte.

Freundlich und unerbittlich

Als Verleger war Unseld daran gelegen, dem Engagement für Beckett ein solides finanzielles Fundament zu verschaffen. Unabhängig davon war er von Becketts Persönlichkeit ebenso fasziniert wie Peter Suhrkamp. »Uns liegt viel daran, mit Ihnen in enger und lebendiger Verbindung zu stehen und Ihnen immer wieder zu bestätigen, wie intensiv und leidenschaftlich wir uns bemühen, für Ihr Werk im deutschen Raum ein Echo zu erzielen«, schrieb er Beckett bereits nach ihrer ersten Begegnung am 8. August 1958. Damals wusste Unseld noch nicht, wie öffentlichkeitsscheu sein Autor war. Er kannte auch seine legendäre Kompromisslosigkeit noch nicht, wenn es um die eigenen Werke ging. All das wurde ihm erst später bewusst: »dezidiert wird Beckett immer dann, wenn es um sein Werk geht, hier schwindet Freundlichkeit, hier wird er unerbittlich.« (Reisebericht, 11. bis 14. Juli 1978)

Das alte Lied

Seit den achtziger Jahren setzte das Alter Beckett zu. Seine ohnehin niemals weitschweifigen Texte wurden kürzer und kürzer. Immer öfter klagte er über Antriebslosigkeit: »Ja, er sei müde, er habe keine Lust mehr zu schreiben. Er schreibe überhaupt nicht mehr gerne. Und dann sagte er einen merkwürdigen Satz[:] ›Ich habe das alte Lied lange genug geleiert«. Man könne nicht immer dasselbe schreiben. Die alten Fragen – die alten Antworten.« (Reisebericht, 15. bis 17. Februar 1985) In seinem letzten Lebensjahr sah Beckett sich schließlich

gezwungen, in ein Pariser Pflegeheim zu ziehen. Dennoch ist seine letzte Postkarte nicht vollkommen hoffnungslos: »a bientôt I hope« (29. Oktober 1989). Beim letzten Treffen mit Unseld schätzte Beckett seine Lage allerdings sehr realistisch ein. Sie würden sich »wahrscheinlich nicht wiedersehen« habe er gesagt. »Er fühle sich zu schwach, there will be an end.« (Reisebericht, 19. bis 20. Mai 1989) Am 22. Dezember 1989 starb Beckett an den Folgen einer Lungenembolie.

Text und Exponatauswahl: Jan Bürger und Magdalena Hack